

Gegen neoliberale Barbarei oder für postmoderne Landschaftspflege?

Markard, Morus

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Markard, M. (2000). Gegen neoliberale Barbarei oder für postmoderne Landschaftspflege? *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 24(3/4), 53-68. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-287951>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Morus Markard

Gegen neoliberale Barbarei oder für postmoderne Landschaftspflege?

„So, also hierher kommen die Leute, um zu leben,
ich würde eher meinen, es stürbe sich hier.“

Rainer Maria Rilke.

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge

Das 1970 erstmals auf Plätzen und in Zelten gespielte Theaterstück von Ariane Mnouchkine über die Große Französische Revolution („1789“) beginnt mit einer Szene, in der der von Revolutionären gebeutelte, geschundene und gejagte König mit Marie-Antoinette bei schlichten, gemütvollen und mitleidigen Bauersleuten Unterschlupf findet. Die Szene endet mit der Ansage: So kann man die Geschichte der Französischen Revolution erzählen – man kann sie aber auch anders erzählen, und wir lernen König und Bauern von einer anderen Seite kennen – und wir lernen, dass es, da Geschichten nicht gleich gültig sind,¹ auch nicht gleichgültig ist, wie man sie erzählt.

„Man kann“, beginnt auch der zu diskutierende Text von Heiner Keupp et al., „sich Gesellschaft(en) als einen ‚Topos‘“ vorstellen, man kann sie als „soziale Landschaften“ (S.1) oder als „Garten-Kulturen“ bezeichnen, in denen der „Nationalstaat“ „Schutzfunktion“ übernimmt bzw. der „Staat als Gärtner“ (S.2) auftritt, man kann diesen „Gärtner“ dann auch als „Container-Modell“ bezeichnen (S.3) und die „nationalsozialistischen Bemühungen (sic!)² zur Reinerhaltung der fiktiven ‚arischen Rasse‘ mit den ‚stalinistische(n) Versuche(n) zur Durchsetzung einer ‚vollkommenen‘ kommunistischen Gesellschaft“ gleichsetzen. In der Tat: „Man kann“ das alles – man kann es aber auch sein lassen. Anders formuliert: man kann, muss aber nicht – noch anders gefragt: Wenn man es nicht muss, sondern nur kann – warum sollte (oder will) man?³ Warum sollte/will man, weiter gefragt, hinter staatlicher Ordnung als de-

ren Urgrund eine „tief sitzende Angst vor der Uneindeutigkeit und der Ambivalenz“ (S.3) ausmachen?

Dagegen etwa spräche, dass der Garten aus Pflanzen besteht, die leben wie die sprichwörtliche Lilie auf dem Felde: Sie säen und sie ernten nicht, und doch werden sie ernährt von ihrem himmlischen Vater; sofern dieser von einem irdischen (Container-Modell-)Gärtner unterstützt wird, sind jene allerdings immer in Gefahr, selber geerntet zu werden. Was also die Menschen von den Pflanzen unterscheidet, ist dass sie säen und ernten, dass sie produzieren. (Die beiden Alten drängeln schon – na gut, sollen sie zu Wort kommen): „Man kann die Menschen ... durch was man sonst will, von den Tieren (und Pflanzen, M.M.) unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel zu *produzieren*...“ (Marx & Engels, 1969, S.21) und, möchte ich (wohl in ihrem Sinne) ergänzen, und derweil allerlei Produktions-, Klassen- und Eigentumsverhältnisse eingehen. In diesem Zusammenhang stoßen wir dann auf das „illusorische ‚Allgemein‘-Interesse als Staat“ – gegenüber den mit den genannten Verhältnissen vermittelten systematischen Interessengegensätzen und Auseinandersetzungen und zur Organisierung der Durchsetzung von Macht-Sonderinteressen (ebd., S.34). Sicher: diese Überlegungen sind nicht neu, wurden aber über zig Bände hin entwickelt und Grundlage eines wissenschaftlichen Ansatzes, der von AutorInnen nicht einfach übersehen werden dürfte, die ihre Konzeption in einer Zeitschrift zur Diskussion stellen, die „Gesellschaftskritik“ im Namen führt.

Denn Marx (und Horkheimer) nur so nebenher zu Zeugen dafür zu machen (und sie darauf zu reduzieren), dass Menschen an die „Erfordernisse des industriellen Kapitalismus und die Logik der instrumentellen Vernunft“ angepasst worden seien wie eben die Pflanzen, diese angebaut in „Reih und Glied“ ... an die Bedürfnisse der maschinellen Bearbeitung“ (S.4), ist m.E. dafür zu wenig – und für die Argumentation nicht konstitutiv, bloß eine Girlande. *Ein* Modell, wie man sich die bei Marx & Engels angeführten Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft *heutzutage* vorstellen kann, bietet etwa Joachim Hirsch (1998) in seinem Buch „Vom Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat“. Außer-

dem haben Marx wie Horkheimer die Menschen ja nicht nur als Angepasste beschrieben.

„Ist die aktuelle Gesellschaft ein ‚soziales Gehege‘ unter der Leitung der (instrumentellen) Vernunft, bewacht und gerahmt durch funktionierende (sozial-) staatliche Institutionen?“ (S.4) „Nein“, entschlüpft es nach dem bisher Gesagten dem Gehege meiner Zähne, „nicht wirklich“. Nicht deswegen nicht, weil, wie Keupp et al. meinen, ein „Wandel“ von „Lebensmuster(n)“ „zentrale Basisinstitutionen (wie den Nationalstaat) und einige zentrale Basisannahmen (wie die Idee des linearen Fortschritts) der einfachen Moderne unterminiert“ habe, sondern weil ich nicht meine, dass der Charakterisierung des Kapitalismus als Kapitalismus ständig metaphorisch ausgewichen werden sollte oder müsse; ich gehe auch nicht davon aus, dass Lebensmuster als *Movens* gesellschaftlicher Veränderungen gesellschaftstheoretisch zu *privilegieren* sind; und ich weiß nicht so recht, ob erst in den später 60er Jahren die von der II. Internationale gepflegte (und von Bloch als sozialdemokratischer Aberglaube blamierte) Annahme linearen Fortschritts erschüttert wurde. Wesentlicher schiene mir hier eine Auseinandersetzung mit der neoliberalen Verdrehung des „Reform“-Begriffs zu sein, die darin besteht, statt eines – wie auch immer gearteten – Zusammenhangs von Reform und sozialer Sicherheit die Entkoppelung beider zu markieren.

Für eine Auseinandersetzung mit Becks Individualisierungstheorie, auf die bei Keupp et al. rekurriert wird, verweise ich auf Seppmann (1998), und mit ihm darauf, dass es zumindest offen ist, ob „Individualisierung“ nur als „Zumutung“ und „Zwang“ „erscheint“ (S.5, Herv. M.M.). Keupp et al. meinen ja, Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit seien die „Nachtseite“ der ansonsten eben offenbar ‚hellen‘ Individualisierung. Als Gegenpositionen wäre anzuführen: „Die Lebensstilmuster sind weniger Ausdruck autonomer Lebensgestaltung, sondern des Zwangscharakters des sozialen Reproduktionsrahmens“ (Seppmann, ebd., S.97). Oder: „Die Strukturveränderungen in den modernen kapitalistischen Gesellschaften, die unter den Stichworten der funktionalen Differenzierung, der Erosion traditionaler sozial-moralischer Milieus, der Individualisierung und der Pluralisierung von Lebensstilen diskutiert

werden, sprechen nicht gegen den Klassencharakter – sie sind im wesentlichen aus der Dynamik des Kapitalverhältnisses als Klassenantagonismus selbst zu erklären. Das gilt für die Veränderungen der Klassenstruktur insgesamt wie auch für die innere Gliederung der Klassen“ (Herkommer 1998, S.45).

An ihre weiteren deskriptiven Ausführungen (unter Bezug auf Lyotard und Deleuze & Guatarri) über die gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung und die darin enthalten individuellen Entwicklungsmöglichkeiten schließen Keupp et al. die bange (oder rhetorische Frage) an: „Doch ist das nicht letztlich eine romantisierende Perspektive?“ Wenn Ihr/Sie mich als Leser wirklich fragt/fragen, antworte ich: Ja, das ist eine ziemlich „romantisierende“ Perspektive, *die die Utopie der Verhältnisse, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“ (Marx & Engels 1969b, S.482), von der revolutionären Änderungen kapitalistischer Verhältnis entbindet*, anders: die den Status quo ziemlich positiv ontologisiert.

„Man kann“, darauf wollte ich hinaus, erwarten, dass der gesellschaftstheoretische Bezug einer Untersuchung, die das konkrete Mensch-Welt-Verhältnis explizit zum Gegenstand hat, über die Beliebigkeit einer „Man-kann“-Begründung hinausgeht. Und dass man von den AutorInnen des diskutierten Textes eigentlich auch erwarten können müsste, dass die metaphorisierende Absage an fundamentale Gesellschaftskritik zumindest begründet wird (zur Kritik an der „Death-of-Class“-Debatte vgl. auch Koch [1999]).

Denn in diesem Teil des Textes von Keupp et al. geht es um nichts weniger als die *gesellschaftstheoretische kategoriale* Fundierung der Untersuchung, also die Explikation der Grund-Begriffe, in denen theoretische Annahmen und empirische Befunde formuliert werden. Kategorien sind durch die empirischen Befunde, die durch sie fundiert sind, nicht zu überprüfen, stehen also empirisch nicht zur Disposition der Empirie, die sie strukturieren. Das sei an einem einfachen Beispiel aus der Psychologie veranschaulicht: Einerlei, ob die theoretische Aussage, dass intermittierende Verstärkung die Lösungsresistenz der Reaktionen erhöht, sich bewährt oder falsifiziert wird – die Problematik der An-

gemessenheit der Grundbegriffe „Reiz“, „Reaktion“ und „Verstärkung“, in denen diese Aussage und die empirischen Befunde formuliert sind, ist durch diese Resultate nicht tangiert. Entsprechend werden auf der kategorialen Ebene die Weichen für die empirisch möglichen Aussagen gestellt – auch wenn Hypothesen nicht nur ‚geprüft‘, sondern auch entwickelt bzw. modifiziert werden sollen. Diese können sich nur in den vorgegebenen kategorialen Dimensionen bewegen. Diese sind die Interpretationsraster, in deren Lichte Theorien und empirische Befunde erscheinen. Hier entscheidet sich – eben *vor* der empirischen Untersuchung – die *gesellschaftstheoretische* Relevanz einer – *psychologischen* – Untersuchung.

Dies wird *erstens* deutlicher, wenn Keupp et al. sich zum Abschluss dieses Teils fragen:

„Welche Auswirkungen haben derartige Veränderungen der sozialen Landschaften für die Konstitutionsbedingungen individueller Identitäten und Netzwerke? Wie gehen die Subjekte mit den stattfindenden Veränderungen um? Nutzen sie die geschaffenen Freiräume kreativ oder sehnen sie sich nach der tiefen Verwurzelung in einer Gemeinschaft?“ (S.8)

(Damit keine Missverständnisse entstehen: Diese Fragestellung ist, formal gesehen, vernünftig und folgerichtig, ich problematisiere allein ihre *inhaltlichen* Prämissen). *Zweitens* zeigt sich das gesellschaftstheoretische Relevanzproblem m.E. an den „Dimensionen“/„Polaritäten“ (S.18) für die Gruppierungen, denen die „InterviewpartnerInnen“ entstammen sollen: In ihrem Formbezug sind sie den hier problematisierten kategorialen Bestimmungen ‚angepasst‘. Die empirisch ermittelten Daten sind dann in eben diesen vor-gegebenen Begriffen zu interpretieren.

Diese Problematik sei unter einem letzten Gesichtspunkt an drei Beispielen konkretisiert: Die Dimensionen der von Keupp et al. vorgetragenen Veränderungen der Gesellschaft bleiben, sicher auch durch die metaphorisch aufgeladene Sprache begünstigt, *jenseits gesellschaftlich-politischer Formierungsprozesse*:

1. Sehnsucht „nach der tiefen Verwurzelung in einer Gemeinschaft“ oder „tiefsitzende Angst vor der Uneindeutigkeit und der Ambivalenz“ als Urgrund für staatliche Ordnung und Rassismus / National-

lismus sind letzten Endes psychologisierende Fassungen der Entstehung des Nationalstaates bzw. des Rassismus. Gegen derartige Erklärungen wendet – bezüglich des Rassismus – Stellmach (2000, S.111) in einem kürzlich erschienenen Aufsatz ein:

„Es sind die materiellen, institutionellen, rechtlichen und politischen *gesellschaftlichen Ausgrenzungen* von „AusländerInnen“, die sowohl als *Quelle* wie als *Legitimation* von Ausländerfeindlichkeit/ Fremdenfeindlichkeit/Rassismus wirken und diese ständig produzieren und reproduzieren. Diese materiellen gesellschaftlichen Ausgrenzungen existierten in bestimmten Formen lange vor der aktuellen „ideologischen“ Ausländerfeindlichkeit. Es sind die machtgefügteten und alltäglichen Formen der gesellschaftlichen Praxis, in denen sich Individuen, Gruppen und Institutionen bewegen, die ausländerfeindliches/ fremdenfeindliches/ rassistisches Denken und Verhalten bei Individuen und Gruppen *begründen* und *legitimieren*. Diese Bedingungen lassen sich freilich – sowohl in unserer aller Alltag wie in wissenschaftlichen Erklärungsversuchen – deshalb leicht ausblenden, weil sie uns alle so selbstverständlich umgeben.“

Insofern sind weniger die Einzelnen sozusagen therapiebedürftig, sondern staatlicher „Barbarei“ (immerhin: Grass) ist der Garaus zu machen. Aber bitte schön, wie denn? Jedenfalls mit Sicherheit nicht so, dass man sie von vorneherein *entnennt*. Im übrigen ist die – theoretische wie ggf. praktische – Alternative zu ‚Vereinzelung‘ nicht Verwurzelung in einer Gemeinschaft, sondern potenziell kollektives widerständiges Handeln, das weder mit Verwurzelungs- noch Kieznief zu tun haben muss. Das Problem ist also weniger, wenn an alle möglichen aktuellen Debatten und damit verbundene Dimensionen / Polarisierungen angedockt wird, sondern wenn diese quasi kumulativ *übernommen* werden; dann besteht m.E. in der Tat die Gefahr der Metamorphose fundamentaler Gesellschaftskritik in metastasierende Metaphern vom „Markt der Narrationen“ (Keupp, 1996).

2. Wir finden in dem Text von Keupp et al. bspw. nichts über die Militarisierung der deutschen Gesellschaft und die damit einhergehenden politischen Veränderungen im „vereinigten“ Deutschland. Es war immerhin der im Text von Keupp et al. als Gesellschaftstheoretiker bemühte Beck, der kurz nach Beginn des völkerrechtswidrigen NATO-Angriffs auf Jugoslawien in der „Süddeutschen Zeitung“ die

unfassliche Formulierung von „Vernunftbomben“ fand, die über Jugoslawien abgeworfen würden (1999, S.17).⁴

3. Ich fürchte, dass die Rede von „kollektiven Identitäten“, die „selbstverständlich“ im Zuge der beschriebenen Veränderungen mit verändert würden (Keupp et al., S.7), insofern im Banne der skizzierten Psychologisierung bleibt, als der Terminus „kollektiven Identitäten“ die theoretisch unaufgeklärte Vermischung der analytisch zu trennenden Ebenen des Gesellschaftlichen und des Subjektiven fördert. Es wird dort gesetzt, was erst zu klären wäre: Wieso soll ich als „Deutscher“, „Linker“, „Psychologe“ mein Verhältnis zu Deutschen, Linken und Psychologen oder zu Deutschland, der Linken, der Psychologie über den Begriff „kollektive Identität“ bestimmen? Ist „Identität nicht ein defensives Konstrukt, dessen ich mich im Zustand der Bedrohtheit versichern zu müssen meine? Wie dem auch sei: Wenn „kollektive Identität“ ein – zumindest möglicherweise – problematisches Verhältnis einzelner zu einer Gruppierung bezeichnet, kann dieser Begriff nicht umstandslos analytisch verwendet werden (vgl. auch S.11f). Anders: Der Begriff „Kollektive Identitäten“ markiert eher einen problematischen Sachverhalt als dass er zu dessen Analyse taugte. (Dass, wie es bei Keupp et al. [S.14] heißt, die Option, sich auf die Gesellschaft in toto zu beziehen, weitgehend entfallen sei, kann ich nicht nachvollziehen, wenn dieser Bezug in der Weise operationalisiert wird, dass sich ein Individuum (nicht mehr) als „Deutscher“ definiere. Zeigt der erstarkende Nationalismus nicht das Gegenteil? Ist die ekelerregende Parole „Wir sind ein Volk“ nicht die bleibende geblieben, hat nicht das *ius sanguinis* in der rassistischen Blutspur, die seine terroristischen Vertreter in den letzten Jahren gezogen haben, seinem Namen alle Ehre gemacht?).

Die im zweiten Kapitel des Textes aufgeworfenen Fragen zum „Subjekt als Baumeister (s)einer sozialen Landschaft“ (S.8) belegen m.E. die enge inhaltliche Konkordanz zwischen den im ersten Kapitel zu Grunde gelegten gesellschaftstheoretischen Bestimmungen und den subjektiven Bewältigungsvorstellungen im Hinblick auf gesellschaftliche Veränderungen. Ich will deswegen daran nur einen Aspekt thematisieren: den

des Verhältnisses von individuellem und kollektivem Handeln, welches eher als prä- oder frühmodernes Relikt behandelt wird. Nun hat Horkheimer schon relativ früh, nämlich 1936 (S.168), folgende Feststellung getroffen:

„Die gegenwärtige Gesellschaftsform beruht, ebenso wie die früheren, auf dem für sie selbst kennzeichnenden Abhängigkeitsverhältnis. Auch die scheinbar eigengesetzlichen beruflichen und privaten Beziehungen der Menschen sind von der Abhängigkeit bestimmt, die in der Produktionsweise begründet ist und sich unmittelbar im Sein der sozialen Klassen ausdrückt. Das sich freiühlende, aber gesellschaftlich bedingte Tatsachen als unabänderlich anerkennende, die eigenen Interessen auf dem Boden der gegebenen Wirklichkeit verfolgende Individuum ist ihr Produkt“ (Herv. von mir, M.M.).

Es geht mir nicht darum, die von Keupp et al. intendierten Veränderungen zu leugnen oder zu nivellieren, sondern darum, in den *Veränderungen* die *Kontinuität* des Verhältnisses gesellschaftlicher und individueller Reproduktion *im Kapitalismus* nicht zu übersehen.⁵ „Das sich freiühlende, aber gesellschaftlich bedingte Tatsachen als unabänderlich anerkennende, die eigenen Interessen auf dem Boden der gegebenen Wirklichkeit verfolgende Individuum“ ist wahrlich keine Neuerscheinung, das Individuum der Postmoderne scheint mir eher seine Entfaltung zu sein. Die – wenn sie denn wirklich so groß ist – Variabilität der Stile, die erhöhte Notwendigkeit von Entscheidungen, die Flexibilität sozialer Beziehung, die Erosion überkommener Einbettungen etc., sind mit Horkheimers Analyse ohne weiteres kompatibel. Die „gesellschaftlichen Tatsachen“, die als „unabänderlich“ anerkannt werden, beziehen sich ja nicht auf das *Variable* am Kapitalismus, der sich in „diskontinuierliche(n), kapitalistische(n) Produktionsweisen“ (Haug 1998) realisiert, sondern das ihnen Gemeinsame. Dass für kapitalistische Marktwirtschaft (national-) staatliche Regulation heute eher als Hemmnis gilt, „Deregulierung“, „Privatisierung“ und Destruktion („Reform“, s.o.) des Sozialstaates betrieben werden, begünstigt eher die Vorstellung vom „Sachzwang“ im Marktgeschehen (als Gegensatz zu politischer Prioritätensetzung oder intentionalem Handeln) und damit die Vorstellung vom gesellschaftlichen Status quo als unabänderlicher Tatsache (vor deren Hintergrund man dann seine Wahlen und Interessen realisiert).

Die vor diesem Hintergrund (mich) interessierende Frage wäre also die, ob bzw. wie die Individuen in und mit ihren sozialen „Netzwerken“ diese Verhältnisse re-produzieren, inwieweit diese Netzwerke für die Reproduktion dieser Verhältnisse funktional sind oder nicht (oder inwieweit sie Probleme „spezifische(r) ‚Meta-Erzählungen‘ durch unspezifisches Geplapper gerade *nicht* lösen). Wenn ich mich auch einmal in die zahlreichen Metaphern des Textes einklinken darf: Keupp et al. schreiben (S.8): „Die seit den Fünfziger Jahren eingeführte Netzwerkmetapher (...) symbolisiert das Geflecht an sozialen Beziehungen, in denen ein Subjekt steht, in Analogie zu einem Fischernetz mit seinen Knoten und Schnüren“. Wer knüpft die Fäden, wer wirft die Netz aus, wer zappelt drin rum? Ist das wirklich so klar? In Keupps Aufsatz „Wer erzählt mir, wer ich bin...“ (1996) bleibt in dessen Bezug auf Adornos Diktum, es gebe kein richtiges Leben im falschen, diese Frage eher offen als im vorliegenden Text von Keupp et al. (Ich komme darauf zurück.)

Wenn mit den von Keupp et al. beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen *nicht* gesagt sein soll, dass sich die kapitalistische Struktur der (deutschen) Gesellschaft aufgelöst habe, müsste (systematischer als am Schluss des Textes von Keupp et al. angedeutet, s.u.) der Frage nachgegangen werden, ob und wie das Handeln der Subjekte gesellschaftliche Größenordnung erreichen kann, ob Netzwerke etwa Gewerkschaften ersetzen oder ergänzen oder gar nichts damit zu tun haben. Es könnte auch gefragt werden, in welchem Verhältnis diese (neuen) sozialen Beziehungen zum dem stehen, was Gramsci (den Kampf um) „Hegemonie“ nannte. Dazu stellt Hirschfeld (1999, S.71f.) in seiner Analyse widerstreitender Tendenzen in der Sozialarbeit fest:

„Für die hegemoniale Herrschaft gibt es keinen exklusiven Ort. Hegemonie zieht sich netzartig und umfassend durch die Gesellschaft: Massenmedien produzieren sie wie Schulen, Kirchen und Kleingartenvereine, Straßennamen und Architektur gehören ebenso dazu, wie philosophische Diskussionen, Reiseveranstalter, Nobelpreise, parlamentarische Debatten, Stammtische, Bundeswehreinheiten, wissenschaftliche Publikationen und Investitionsentscheidungen von Unternehmen, Castortransporte und Bratwurst-Buden, Werbung, die Organisation der medizinischen Versorgung und die Pläne der Weltraumfahrt, Aktienkurse, Fußball, Arbeitslosigkeit und das Internet. All dies, und die Liste könnte nahezu endlos verlängert werden, macht bei Gramsci die Zivilgesellschaft aus, die kein gesell-

schaftlicher Bereich, der *substantiell* von anderen, etwa „Politik“ und „Ökonomie“ geschieden werden kann. Im Gegenteil: im gramscianischen Verständnis dient das Konzept der Zivilgesellschaft nur als analytisch trennender Zugriff, um die Spezifika hegemonialer Herrschaft in der *realen Einheit* von „Ökonomie“ und „Politik“ zu erfassen. Es geht also um die Ermittlung des Funktionszusammenhanges von Hegemonie, nicht um die Isolierung eines (vermeintlich) „herrschaftsfreien“ Raumes. Gerade die Bereiche, in denen Herrschaft *nicht gewaltförmig* erkennbar ist, sollen ja kritisch danach befragt werden, wie sie die Reproduktion von Klassenverhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft stützen.“

Hirschfeld beschreibt auch, wie mit sozio-ökonomischen Veränderungen der letzten 20 Jahre eine Sozialarbeit fragwürdig wurde, die sich am erodierten Normalarbeitsverhältnis orientierte und durch „subjekt- und lebensweltorientierte Zielsetzungen“ erweitert wurde. Nur: Zu diesen Ansätzen gehört, so Hirschfeld, auch

„die Aufgabe, bei den Betroffenen Akzeptanz für ihre *Ausgliederung* aus dem über Lohnarbeit vermittelten Reproduktionszusammenhang herzustellen – und zwar für die *endgültige*, nicht die vorübergehende Ausgliederung. Und davon betroffen sind nicht allein einzelne Individuen (auch das gab es früher schon), sondern *ganze Gruppen*, beispielsweise im Jugendbereich. Mit ihnen wird (pädagogisch gestützt), das Leben in dauernder „Armut“ trainiert“ (ebd., S.74f.).

Subjekte sind offenkundig nicht nur „Baumeister“, sondern zu viele von ihnen werden – geradezu wahllos – in die Kellerwohnungen vorgefertigter Behausungen einquartiert.

M.a.W.: Soweit in dem hier zu diskutierenden Text von Keupp et al. gesamt-gesellschaftliche Verhältnisse reflektiert werden, bleiben (mir) nicht nur die „Schattenseiten“ zu hell, vor allem bleibt das Verhältnis von objektiver Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung zwischen Anpassung und Emanzipation unterbestimmt (also die Reflexion jener „doppelten Möglichkeit“ (Holzkamp), sich mit fremdgesetzten Bedingungen zu arrangieren oder sie fundamental zu verändern oder umzustürzen), m.E. auch im 3. Kapitel dieses Textes, das frühere Bestimmungen gesellschaftlichen Wandels aus dem Text wieder aufgreift und Orientierung an einer Art von kritisch-selbstreflexivem Kommunitarismus gewinnen will: „Für unser Vorhaben ist die Kommunitarismus-Debatte insofern von Bedeutung, als sie eindringlich die Frage nach der gesell-

schaftlichen Verlustrechnung für die Prozesse der Individualisierung stellt“ (S.15). Manchmal interessieren nicht nur Fragen, sondern auch Antworten, hier zum Beispiel. Es scheint mir nämlich wesentlicher zu sein, dass der Kommunitarismus diese Fragen reaktionär, mindestens system-affirmativ beantwortet, die Kommunitarismus-Debatte also in erster Linie in ihren kommunitarismus-kritischen Zügen (etwa Priester [1997]) bedeutsam ist (zur – diesbezüglichen – Auseinandersetzung mit Giddens, auf den sich Keupp et al. mehrfach beziehen, vgl. Haug [1999]).

Wie gesagt, stellen die kategorial fundierten Dimensionen einer empirischen Untersuchung die Weichen für die damit möglichen Aussagen. Da diese Untersuchung ja noch nicht gelaufen ist, wenn ich richtig informiert bin, würde ich mir nun statt einer *Relativierung* eine *Revitalisierung einer kapitalismus-kritischen Dimension* wünschen (und damit eine Stärkung des zu „kleine[n] Block[s] linker Intellektueller, die kritisch analysieren, was geschieht, und davon öffentlich berichten“ [Haug, a.a.O., S.69f.]). Insofern sind Subjektivitätskonzeptionen innerhalb und außerhalb der Psychologie interessant unter dem Gesichtspunkt, ob oder wie sie diesen Kritik-Standpunkt repräsentieren, sich ihm nähern, ihn ausblenden, mystifizieren.

Der vom Gedanken Adornos, es gebe kein richtiges Leben im falschen (der übrigens nicht heißt, es gebe überhaupt nichts Richtiges, M.M.) „getragene Diskurs ist höchst ‚unpraktisch‘ und unbequem dazu, deshalb wird er auch in der Psychoszene immer mehr ausgeblendet“, schrieb Heiner Keupp 1996 (S.61). Nachdem Keupp nun diesen „Diskurs“ als einen vom „beschädigten Leben“ expliziert hat (ebd.), beschließt er seinen Aufsatz von 1996 mit der Überlegung, es gehe (ihm) um die „Erarbeitung einer Subjektposition, die ein veränderndes Eingreifen in die Lebenspraxis selbst thematisiert. Allerdings gehört dazu die so ungeliebte Erzählung vom ‚beschädigten Leben‘“ (ebd., S.62). Wenn diese „Erzählung“ die Menschen dann nicht doch (nur) zu Opfern machen soll derart, dass sie entweder nur ihre Wunden lecken oder zu Subjekten eben nur *jenseits* dieses von Adornos Diktum bestimmten Diskurses werden können, dann muss „veränderndes Eingreifen in die

Lebenspraxis“ von der Thematisierung der (Überwindung der) Grenzen kapitalistischer Struktur mitbestimmt sein, einer Struktur, die sich in den lebensweltlichen Kontexten realisiert, und in *kritischer* Psychologie von zentraler Bedeutung ist. „Nicht dass Menschen in *Kontexten* handeln, ist eine spezifisch kritisch-psychologische Aussage. Für uns spezifisch ist vielmehr die Frage, welche Handlungswidersprüche sich daraus ergeben, dass in unmittelbar kontextfixiertem Handeln dessen *gesellschaftliche Vermitteltheit* ausgeblendet wird. Nur so gewinnt die Dialektik von objektiver Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung historisch und subjektiv Sinn“ (Markard 1998, S.38).⁶

Dann wäre die Art, wie sich Menschen „in die Gesellschaft einbringen“ (Keupp et al., S.18) von diesem Widerspruch geprägt; dieser ist aber nur erkennbar, wenn er *theoretisiert* wird und in die empirische Fragestellung mit eingeht. Inwieweit dies auch eine Modifikation der Dimensionen und Polaritäten etwa insofern beträfe, dass „traditional“ und „innovativ“ weniger formal(istisch) bestimmt werden, oder der Gewerkschafter/die Gewerkschafterin nicht nur mit einer „Verpflichtung gegenüber spezifischen ‚Meta-Erzählungen‘“ (s.o.) charakterisiert werden, und das Verhältnis von „fun“ und Müllemannisierung/Verblödung geklärt wird, wäre zu überdenken – mit der Hoffnung und der Perspektive, dass es der Müllemannisierung so geht wie dem verallgemeinerten Fallschirmspringer: Erst will er ganz hoch hinaus, und dann geht es nur noch abwärts.

Wie dem auch sei: Je mehr sich die Frage des Projekts von Keupp et al. auf die „höchst ‚unpraktisch(e)‘ und unbequem(e)“ Frage nach der individuellen Reproduktion im bzw. nach Widerstandsmöglichkeiten gegen den sich globalisierenden und barbarisierenden Kapitalismus zu- und damit von der „Psychoszene“ in Alltag und Wissenschaft fortbewegt, desto gespannter bin ich auf die Ergebnisse.

Anmerkungen

- (1) Nebenbei: Das Stück soll übrigens nicht den Eindruck erwecken, als seien die kleine Erzählung vom armen König und die dann folgende große Erzählung von der Revolution irgendwie gleichwertig, oder als sei die große falsch. Es ist/war präpostmodern und wollte zum Eingreifen animieren.
- (2) Sprachliche Glättung/Stilisierung gehört auch zu den Aspekten (der Diskussion) des Entwurfs eines Stiftungsgesetzes zur „Entschädigung“ von Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern, die Bredthauer (2000) untersuchte: Ein Bernd Reuter (SPD) sprach in der ersten Lesung des Gesetzentwurfes im Bundestag z.B. von den Nazi-Verbrechen als von „solchet(n) Vorkommnissen, wie wir sie alle nicht mehr erleben wollen“ ebd., 680). „Vorkommnisse“ und „wir alle“, wir Juden, Kommunisten, SS-Leute, Kapitalisten, Zwangsarbeiter.
- (3) Mit allerlei – biologistischen – Metaphern, „die den abstrakten Zusammenhang sozialer Beziehungen innerhalb von Produktionsverhältnissen in ein einfaches greifbares Konzept bringen wollen, indem sie mit Hilfe von Äquivokationen eine Beziehung zu dem uns Bekannten, unserem sinnlichen Erleben unmittelbar Zugänglichen herstellen“, hat sich Kardorff befasst (1991, hier: 56f).
- (4) Ich konnte übrigens nicht feststellen, dass diese, als sie explodierten, Geistesblitze hervorgerufen hätten. Den Blitz eines Gedankens sehe ich als das schiere Gegenteil dieser Art von Bombenstimmung, und ich fürchte mit Marx (1972, S.391), dass, erst wenn „der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen ist, sich die Emanzipation der Deutschen zu Menschen vollziehen (wird)“.
- (5) Für Kadritzke (1999) geht es z.B. um die Aufgabe, „die polemisch bürgerliche Unvereinbarkeitserklärung zwischen Freiheit und Gleichheit selbst in Zweifel zu ziehen, eine verkürzte Kritik an modernen Individualisierungs-Prozessen zu vermeiden und gewerkschaftliche Ziele, Interessen, Aktionsformen genauer zu begründen“ – sicher eine andere Perspektive, als die „Gewerkschaftsbewegung“ theoretisch als Ausdruck einer „Verpflichtung gegenüber spezifischen ‚Meta-Erzählungen‘ zu mumifizieren“ (Keupp et al., 19).
- (6) Charmanter hat das Koch (1999, 56) formuliert: „Von den Individualisierungstheoretikern sicherlich unbeabsichtigt, erleichtert die Betonung des Partikularen, der individuellen Verschiedenheit, der Erlebnisgesellschaft usw. die Verschleierung eines gesellschaftlichen Umbaus, der die Zurückdrängung des Sozialstaates und die Verschärfung der sozialen Unterschiede zum Inhalt hat.“

Literatur

- Beck, Ulrich (1999). Der militärische Euro. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 76 vom 01.04. 1999, S.17
- Bredthauer, Karl D. (2000). Zwangs-Arbeit: Wenn Wohl-Täter stiften gehen. Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 6, S.674-686
- Haug, Frigga (1999). Die neue Mitte – Bewegungsmöglichkeiten im Neoliberalismus. Das Argument 233, S.795-809
- Haug, Wolfgang Fritz (1998). Karl Marx und Perspektiven marxistischen Denkens. In: Fried, B., Kaindl, C., Markard, M. & Wolf, G. (Hrsg.), Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. Bericht über den 4. Kongress Kritische Psychologie, 6. bis 9. Februar 1997 an der FU Berlin (S.367-386). Hamburg: Argument
- Herkommer, Sebastian (1998). Die Relevanz des Klassenbegriffs für aktuelle Gesellschaftsanalysen: Sechs Thesen. In: Fried, B., Kaindl, C., Markard, M. & Wolf, G. (Hrsg.), Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. Bericht über den 4. Kongress Kritische Psychologie, 6. bis 9. Februar 1997 an der FU Berlin (S.45-53). Hamburg: Argument
- Hirsch, Joachim (1998). Vom Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat. Berlin: ID-Verlag
- Hirschfeld, Uwe (1999). Soziale Arbeit in hegemonietheoretischer Sicht. Gramscis Beitrag zur politischen Bildung Sozialer Arbeit. Forum Kritische Psychologie 40, S.66-91
- Horkheimer, M. 1936. Autorität und Familie. Hier zitiert nach: Horkheimer, M. Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze (123-204). Frankfurt/M.: Fischer
- Kadritzke, Ulf (1999). Professionelle Mittelklassen und die Angst vor dem Absturz. Der schwierige Umgang der Gewerkschaften mit neuen Interessenlagen. In: Herkommer, S. (Hrsg.), Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus (S.130-149). Hamburg: VSA
- Kardorff, Ernst, von (1991). Zum Biologismus und Organizismus in den Sozialwissenschaften. In: Heilmeier, J., Mangold, K., Marvakis, A. & Pfister, T. (Hrsg.), Gen-Ideologie. Biologie und Biologismus in den Sozialwissenschaften (S.53-80). Hamburg: Argument
- Keupp, Heiner (1996). Wer erzählt mir, wer ich bin? Identitätsofferten auf dem Markt der Narrationen. Psychologie und Gesellschaftskritik, 20, S.39-64
- Koch, Max (1999). Ausbeutung und Ausgrenzung. In: Herkommer, S. (Hrsg.), Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus S.35-59). Hamburg: VSA
- Markard, Morus (1998). Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. In: Fried, B., Kaindl, C., Markard, M. & Wolf, G. (Hrsg.), Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Sub-

- jektwissenschaft. Bericht über den 4. Kongress Kritische Psychologie, 6. bis 9. Februar 1997 an der FU Berlin (S.29-40). Hamburg: Argument
- Marx, Karl (1972). Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: Marx/Engels Werke, Bd. 1, S.378-391
- Marx, Karl & Engels, Friedrich (1969). Die deutsche Ideologie. In: Marx / Engels Werke, Bd. 3. Berlin: Dietz, S.9-530
- Dies. (1969b). Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx / Engels Werke, Bd. 4. Berlin: Dietz, S.459-493
- Priester, Karin (1997). Zwischen moralischer Aufrüstung und sozialer Reformpolitik. Widersprüche des Kommunitarismus. Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 3, 359-368
- Seppmann, Werner (1998). Individualisierung oder Vereinzelung? Repressive Widerspruchsverarbeitung im Risikokapitalismus. In: Fried, B., Kaindl, C., Markard, M. & Wolf, G. (Hrsg.), Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. Bericht über den 4. Kongress Kritische Psychologie, 6. bis 9. Februar 1997 an der FU Berlin (S.89-106). Hamburg: Argument
- Stellmach, Claudia (2000). Rassismus als Wissenschaftsgegenstand – politisch *und* wissenschaftlich relevant. Forum Kritische Psychologie 42, S.108-118.